

SZ 11-12 / 8 / 2001

Wie zuckt das Gesicht beim Anblick kleiner Kinder

Italien ist noch nicht verloren: Valerio Aiollis großartiges Debüt vom Leben

in blauen Shorts und weißen Söckchen

Über Europas ewigen Garten ziehen seit den Tagen von Genua finstere Wolken dahin, und wenn nicht alles täuscht, hat das deutsche Italienbild jetzt schweren Schaden genommen. Einer der letzten und hartnäckigsten Mythen der alten Bundesrepublik hat sein Verfallsdatum überschritten, die Italiensehnsucht der Deutschen, ihre Liebe für alles Italienische, gleich ob vor den Augen, in den Ohren oder im Gaumen, entpuppt sich nach und nach als eine verblasste Erinnerung an eine Sehnsucht nach der Sehnsucht, die es, gleichsam wie an die schemenhaften Orte der Kindheit, immer wieder zurück an jene Wiege zieht, von der die europäische Zivilisation einst ausgegangen war, als alle Wege noch offen und alle Resultate noch unentschieden waren.

So „blau und rauschbereit“, wie Gottfried Benn über Italien dichtete, oder so blu, dipinto nel blu, wie in dem volltönenden Schlager vom Volare, oh, oh, cantare, oh, oh, oh ist das Land nämlich schon lange nicht mehr, und zu dieser Erkenntnis, die jetzt so viele enttäuscht und verstört und so manchen empört aufschreiben und den Zeigefinger heben lässt, hätte man bei genauerem Hinschauen und Hinhören nicht nur längst kommen, sondern sie auch aus der seismographischen Literatur beziehen können. Dazu bräuchte man nicht unbedingt auf Dante zurückzugehen, der sich ob der maßlosen Geschäftemacherei seiner aufstrebenden florentinischen Landsleute, der fortwährenden häuslichen Abwesenheit der Familienväter und des Loses der in ihren Betten allein gebliebenen Frauen schon frühzeitig Sorgen um die emotionale Stabilität der nachkommenden Generationen gemacht hatte. Auch die Lektüre von Natalia Ginzburgs *Die Stadt und das Haus* genügte, oder Pier Paolo Pasolinis diskreter Hinweis auf das *Verschwinden der Glühwürmchen*, der um so gravieren-

der ausfällt, seitdem die Glühwürmchen zwar hier und da wieder zurückkehrt sind, aber keiner sie mehr sieht: Weil man sie entweder nicht mehr erkennt, oder weil die Glühwürmchen sich tunlichst versteckt halten und vor dem, was sie landauf, landab heute zu sehen und zu hören bekommen, vorsorglich ihre Augen verschließen und sich die Ohren zu-stopfen.

Vielleicht gab man in Deutschland aber nur der falschen Literatur den Vorzug, solcher, die ganz so laut und extrovertiert, leichtfüßig und routiniert daherkam, wie man sich die Halbinsel und ihre Bewohner gewöhnlich vorstellte. Weit hin unbekannt und wenig gelesen blieben dagegen die Autoren der leiseren, verschwiegeneren und introvertierten Töne, deren es in Italien gleichwohl viele gibt und die – von Cristina Campo und Anna Maria Ortese über Lalla Romano und Alda Merini bis zu Francesco Biamonte und Sergio Maldini – auch über die kleinen wie großen Lebenslügen ihrer Landsleute Buch führten.

Das könnte mit dem Aufzug des Neuen Italiens der Berlusconi, Fini & Bossi jetzt schlagartig anders werden, zumal sich seit kurzem auch die bislang so schweigsame Generation derer zu Worte meldet, die zu den ersten Nutznießern und zugleich Opfern der in Italien „benessere“ genannten Wirtschaftswunderjahre der ausgehenden Fünfziger und frühen Sechziger gehörten und die jetzt schonungslos schildern, was in der italienischen Gesellschaft seither alles schief gegangen ist und bereits der Archäologie einer veränderten Gegenwart und ihrer neuen Mentalitäten angehört: Valerio Aioli, dessen erster, 1999 mit dem Premio Fiesole ausgezeichnete Roman *Ich und mein Bruder* soeben auch auf Deutsch erschienen ist, war gerade fünf Jahre alt, als die Straßen, Plätze und Häuser seiner Hei-

matstadt Florenz an einem verregneten Novembermorgen des Jahres 1966 von den Fluten des über seine Ufer getretenen Arno plötzlich überschwemmt und Fahrzeuge und Mobiliar, Zivilisationsmüll und Kulturerbe gleichermaßen mitgerissen wurden oder unter den Schlamm-massen versanken. Das ereignete sich ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als die lange Welle der Nachkriegskonjunktur ihren Höchststand gerade überschritten und mit einem Male eingebrochen war. Der Einbrüche nicht genug, wurden die Gemüter zwei Monate darauf vom Selbstmord des populären Sängers Luigi Tenco beim Schlagerfestival von San Remo erschüttert. Tenco, der von sich sang, dass er einer sei, der wenig Worte mache und nur selten lächle, hatte bereits den Beginn der Kultur des „malessere“ eingeläutet, deren Protagonisten freilich den nachfolgenden Generationen für lange Zeit das Wort abschnitten.

Das Kinderfoto von Valerio Aioli, das den Buchumschlag zielt, zeigt ihn in blauen Shorts und rosafarbenem Trikot, mit weißen Söckchen und einem Strohhut auf dem Haupt, unter dem blauen Himmel von Florenz in Höhe der Dächer auf einem Stahlrohrgerüst – oder ist es ein Sprungturm? –, mit weit ausgebreiteten Armen, lächelnd wie zum Engelsflug – oder zum Sprung in die Tiefe? – bereit. Die florentinische Sintflut im Jahre 1966 wird zum Wendepunkt seiner Erzählung: Wahrgenommen wird die Flut, wie alles andere, unter dem unschuldigen, bodennahen Blick kindlicher Neugier, der sich die Welt durchweg impressionistisch und über die auffälligen Details ihrer Oberflächen erschließt, über Formen, Farben, Gestalten, Gesten, Gebärden und Töne, selbst wenn sie von schluchzenden und schniefenden Kühlschränken herrühren. Denn geschildert wird das alles aus der ungewöhnlichen Per-

spektive eines namenlosen Ich-Erzählers, der zum Zeitpunkt des Geschehens gerade einmal so alt wie der Autor selbst damals war. Ausgemessen wird ein einziges, rundes und entscheidendes Jahr im Leben eines Knaben, die Zeit zwischen dem Eintritt in die als Kindergarten betriebene Vorschule und den Tagen des Eintritts in die erste richtige Schule.

Dies ist die denkbar schlichteste, literarisch gleichwohl am schwierigsten zu bewältigende Perspektive auf ein Kindesleben, die hier jedoch mit einer so verblüffenden Leichtigkeit und Selbstverständlichkeit gemeistert wird, dass der seinen Kinderaugen schon lange entwöhnte Leser die Erzählung erst dann wirklich angenommen hat, wenn er das Buch am Ende schließt, um es doch wieder zu öffnen und von neuem darin zu lesen: Erst jetzt ist er fähig, das Geschehen wie mit den Augen eines fünfjährigen Kindes aufzunehmen, erst jetzt liest er die Welt plötzlich wieder wie neu, wie beim ersten Mal, währenddessen aus der kleinen Erzählung ein Roman geworden ist. Und ein weiteres, zunächst befremdendes Element – aber nur für Leser, die dem Gefühlshaushalt und dem wundersamen Wahrnehmungsvermögen der Kinder entfremdet sind – kommt in *Ich und mein Bruder* hinzu: Jener Bruder, der dem erzählenden Protagonisten zum wichtigsten Gesprächspartner und Spielkameraden, zum Übersetzer aller Welträtsel und zum heimlichen Souffleur bei der Sprachfindung wird, ist längst verstorben und war bereits tot, als der kleine Held des Romans erstmals die Welt erblickte.

Das klingt bizarr, ist es aber nicht, weil hier ganz aus der alltäglichen Realität und emotionalen Normalität eines Kindes heraus und auch mit dessen verschlagenem Witz und Humor erzählt wird. Was dann noch bizarr und befremd-

lich bleibt, geht allein zu Lasten der anderen Seite, der Erwachsenenwelt und des Familienverbandes, der unterdessen in Auflösung begriffen ist: Neben den Eltern wird zwar ein ganzes Heer von Tanten und Onkeln aufgeboten, doch dienen sie eigentlich nur noch als Abschiedeplätze für das Kind, dessen Eltern sich fortwährend in der Wolle liegen. Dem verunsicherten Knaben gegenüber beschönigen sie das Gezänk und die Streitereien vornehm als „Diskussionen“, bis die Ehe einstweilen in die Brüche geht, Vater und Mutter sich jeweils neuen Partnern zuwenden und der vielbeschäftigte und in der Baubranche tätige Vater nach der Flut, die ihm zunächst zum Segen wird, ohnehin seine ganzen Energien in Grundstücksspekulationen investiert, bis er der Pleite zusteuert.

Kinder sind die weit und breit besten Ethnographen: Da sie selbst einem fremden und gegenüber ihrer näheren wie ferneren Umgebung auch zu Grausamkeiten befähigten Stamm angehören, registrieren sie nüchtern, unsentimental und bodennah die seltsamen Sitten, Bräuche und Gewohnheiten der Erwachsenen, wie etwa die, beim Anblick kleiner Kinder die Gesichtsmuskeln zu einer seltsamen Grimasse zu verziehen, die Lachen bedeuten soll, während die Augen doch ganz teilnahmslos bleiben. Wären die Kinder nicht ständigen Ermahnungen und Reglements ausgesetzt, sich gefälligst nicht wie Kinder, sondern wie kleine Erwachsene zu benehmen, wer weiß, wie viele von ihnen sich wie die Protagonisten in *Ich und mein Bruder* gegenseitig die Augen zuhalten und die Ohren zu stopfen würden. Das erzählende „Ich“ von Aiollis Roman ist ein kleiner Pirandello, ein großartiger Sprachzweifler, der mit der Unterstützung seines Bruders auch die feinsten Nuancen und Sprachgebärden registriert und schwei-

gend oder lakonisch kommentiert: Alle sprechen sie miteinander und durcheinander, blähen die Backen, ziehen fortwährend Grimassen, die irgend etwas ausdrücken und bedeuten sollen, aber im Grunde könnten sie es auch lassen. „Mir ist es lieber, wenn sie nichts sagt“, als wenn sie spricht, heißt es einmal über die Mutter, und wenn die Erwachsenen weinen, dann weiß nur das Kind um den geheimnisvollen Grund: „weil sie ertrinken“.

Aiollis kleiner Roman ist die beunruhigende und nachdenklich stimmende Revision eines der bedeutendsten Nachkriegswerke der italienischen Literatur: Natalia Ginzburgs *Familienlexikon* aus dem Jahr 1963, erzählt aus der Perspektive der jüngsten Nachgeborenen einer italienisch-jüdischen Familie, war es noch gelungen, gegen alle äußeren Einbrüche, gegen alle Bedrohungen und Katastrophen ein mehreren Generationen und Verzweigungen gemeinsames Idiom, einen wirklichen Wortschatz zu behaupten, über den sich die Angehörigen des Familienverbandes verständigen, in den sie ihre Erinnerungen weben, mit dem sie sich gegenseitig erkennen und in dem sie allesamt weiterleben konnten. Bei Aioli ist eine solche Verständigung nur noch zwischen einem Lebenden und einem Toten möglich, jedoch nicht mehr unter den Lebenden. Dem Knaben, der sein einsames Los beklagt – „Alle sind sie gegangen, ohne mich mitzunehmen“ – erschließt sich am Ende wie von selbst, und doch mit Hilfe des toten Bruders, auch das Mysterium des Todes – und damit des Lebens –, bevor er mit einer jener plötzlichen Wendungen, zu der nur Kinder fähig sind, in den Alltag zurückkehrt, mit „Heißhunger auf eine warme, duftende, unwidderstehliche kleine Mahlzeit“. Also war es doch ein Bildungsroman, und vielleicht ist dann auch das Italien der Sehnsüchte noch nicht verloren.

VOLKER BREIDECKER

VALERIO AIOLLI: *Ich und mein Bruder. Roman. Aus dem Italienischen von Angelika Beck. Pendo Verlag, Zürich und München 2001. 226 Seiten, 34 Mark.*